

Dr. Peter Radtke

Der Sinn des Lebens ist gelebt zu werden

Referat beim 22. Studientag Behinderung und Glaube,
Münster, 22. November 2007

Ich muss gestehen: ich habe eine schreckliche Unart. Ich pflege Dinge stets bis zum letzten Augenblick aufzuschieben. Irgendwie gelingt es mir trotzdem immer wieder, eine Arbeit rechtzeitig fertig zu stellen. Fragen Sie mich nicht, wie ich es schaffe. So habe ich auch vor einer Woche noch nicht gewusst, was ich Ihnen heute sagen soll. Das wird Sie vielleicht überraschen. Schließlich steht der Titel dieses Vortrages seit Monaten fest: "Der Sinn des Lebens ist, gelebt zu werden". Darüber hinaus habe ich ein Buch mit eben diesem Titel verfasst. Warum sollte es mir also Mühe machen, über dieses Thema zu referieren? Die Antwort ist einfach: Weil das Buch kein eigenes Kapitel mit dieser Überschrift hat. Es erläutert in seiner Gesamtheit diesen Satz.

Nun kann ich Ihnen natürlich nicht das ganze Buch vortragen. Ja, ich kann es nicht einmal in einer Reader´s Digest Version wiedergeben. Es beleuchtet die verschiedenen Aspekte der so genannten Behindertenproblematik. Es will aber weit mehr sein. Menschen mit einer Behinderung stehen zwar scheinbar im Mittelpunkt der Betrachtungen, doch sie bilden nur den Ausgangspunkt einer Analyse, die sich als Analyse gesellschaftlicher Phänomene schlechthin versteht. In der Lebenssituation einer oft als Randgruppe definierten Population spiegeln sich, vielleicht deutlicher als in der großen Masse der übrigen Bevölkerung, Probleme, die als allgemeine gesellschaftliche Probleme wahrgenommen werden sollten. Hierin liegt auch der Paradigmenwechsel von der früher beschworenen „Integration behinderter Menschen in die Gesellschaft“ zur neuerdings geforderten „Inklusion“. Während sich bei der „Integration“ der behinderte Mensch an die Gegebenheiten anpassen soll, geht die Inklusion davon aus, dass sich das System an die Erfordernisse des Individuums anpassen muss. In diesem Sinne ist - in meinem Verständnis - die Arbeit mit und an Menschen mit Behinderung immer auch und im Besonderen eine Arbeit an einem selbst, eine Hinterfragung eigener Wertvorstellungen, letztlich eine Suche nach dem Sinn im Leben jedes Einzelnen.

Daher ist es vielleicht aufschlussreich, wenn ich Ihnen ein wenig von der Auseinandersetzung erzähle, die ich mit meinem Verleger in Bezug auf den Titel des Buches hatte. Es war eine freundschaftliche Auseinandersetzung, ohne Zweifel, aber je größer der Abstand zu jener Diskussion ist, desto klarer kommt mir zu Bewusstsein, dass sich in ihr der Kern meiner Auffassung vom Menschen - nicht nur vom behinderten - und seiner Aufgabe im gesellschaftlichen Gefüge findet.

Es begann damit, dass wir uns die Frage stellten, ob im Titel gleich das Thema "Menschen mit Behinderung" *expressis verbis* vorkommen sollte. Der Verleger war dafür, ich war dagegen. Wie ich soeben darzulegen versuchte, ist für mich Behindertenarbeit (ein schreckliches Wort) immer gleichzusetzen mit gesellschaftlicher Analyse. Mein Beobachtungsgegenstand ist die Gesellschaft, verkörpert in einem bestimmten Segment derselben, nicht aber das Segment um seiner selbst Willen. Deshalb wollte ich auch das Buch nicht von vornherein auf behinderte Menschen eingeeengt sehen, obwohl es natürlich in den einzelnen Kapiteln um diesen Personenkreis geht. Der Verleger sah in erster Linie die intendierte Adressatengruppe und favorisierte den Gedanken einer frühzeitigen Nennung des Begriffes "Behinderung" bzw. „behinderte Menschen“. Wir einigten uns dann auf einen Doppeltitel, dessen erster Teil eine allgemeine Aussage darstellt - "Der Sinn des Lebens ist gelebt zu werden" - während der zweite eine provozierende Behauptung beinhaltet - "Warum unsere Gesellschaft behinderte Menschen braucht". Provozierend deshalb, weil er überhaupt nicht erst die Frage stellt, ob Menschen mit einer Behinderung eine Bereicherung für die Gesellschaft bedeuten. Dies wird als selbstverständlich angenommen. Vielmehr wird gleich nach der Begründung solcher Bereicherung gesucht.

Während es an diesem Punkt keine Meinungsverschiedenheit zwischen dem Verleger und mir gab, wurde über den Haupttitel, der auch diesem Vortrag vorangestellt ist, heftig diskutiert. Zunächst schien der Titel meinem Gegenüber eine reine Tautologie. Selbstverständlich lebt man sein eigenes Leben, wie könnte man ein fremdes leben? Wäre daher nicht der Satz „Der Sinn des Lebens ist zu leben“ gerechtfertigter? Doch dann hätte es sich tatsächlich um eine reine Doppelung gehandelt, um die es in Wirklichkeit nicht ging. Der Titel, wie ich ihn vorschlug, beinhaltet in zweierlei Hinsicht mehr. Zum einen besagt er, dass das Leben eine Aufgabe ist, die uns auf-

erlegt ist, und die wir zu erfüllen haben. Zum andern aber ist er darüber hinaus ambivalent zu verstehen. Was soll gelebt werden? Das Leben oder vielleicht doch der Sinn? Für mich bilden Leben und Sinn eine untrennbare Einheit. Das Leben hat immer einen Sinn, selbst dort, wo wir diesen Sinn nicht erkennen. Es muss kein großartiges Konzept sein. Für manchen Menschen ist allein ihr Dasein bereits der Sinn des Lebens – und ich denke dabei vor allem an jene, denen gewisse Fachleute, wie der australische Ethikprofessor Peter Singer, die Eigenschaft als Person absprechen, denen nur wenige Stunden auf der Erde vergönnt sind oder die sogar totgeboren werden. Jedes Leben hinterlässt Spuren und hierin liegt Sinn. Erlauben Sie mir, in diesem Zusammenhang eine chinesische Fabel vorzulesen, die am klarsten das ausdrückt, was ich sagen will.

"Nehmen wir als Beispiel die Erde. Sie ist unendlich groß und weit. Aber der Mensch braucht von all dem nur den Fleck, auf dem er zufällig steht. Nun stelle dir vor, es würde plötzlich alles Erdreich weggenommen, das er im Augenblick nicht braucht, so dass sich um ihn herum ein Abgrund auftut und er im Leeren steht und nichts unter den Füßen hat als zwei, drei Schollen Erde. Was nützte ihm dies winzige Stück? - Huitse sagte: Es nützte ihm gar nichts. - Huangtse schloss: Damit ist erwiesen, wie notwendig das ist, was keinen Nutzen hat."

Dies ist die eine Deutung des Titels „Der Sinn des Lebens ist gelebt zu werden“ nämlich „jedes Leben hat Sinn und muss daher gelebt werden.“ Die andere Deutung des Titels besagt, dass wir den Sinn des Lebens leben sollen. Das heißt nicht mehr und nicht weniger, als dass wir selbst aufgefordert sind, unserm Leben einen Sinn zu geben und diesen zu erfüllen. Ich werde immer wieder an das biblische Gleichnis der anvertrauten Pfunde erinnert. Da bekommt man einen Schatz und soll ihn mehren. Den einen gelingt es, den anderen gelingt es nicht. Vielleicht wird dies einmal das Kriterium sein, nachdem wir vor unserm Richter beurteilt werden.

Doch genug der theoretischen Erwägungen,. Die Tragweite des Titels „Der Sinn des Lebens ist gelebt zu werden“ darf ich an meiner eigenen Person deutlich machen. Es scheint auf den ersten Blick etwas ganz Einfaches zu sein, von meinem Leben als behinderter Mensch zu berichten. Schließlich geht es doch lediglich darum, von Ver-

gangenem und Gegenwärtigem zu erzählen, zu zeigen, wie man Krankheit, Leid, Behinderung nicht nur bewältigen sondern sogar ins Positive wenden kann. Der behinderte Mensch als Meister seines Schicksals und damit als Vorbild für andere! Doch die Aufgabe ist schwer, und dies aus mehreren Gründen. Zum einen bin ich nicht der typische Behinderte, falls es so etwas überhaupt gibt. Dies ist keinesfalls arrogant gemeint; ich will mich nicht über meinesgleichen erheben. Doch es ist eine unleugbare Tatsache, dass ich in vielen Dingen privilegiert bin. Ich bin verheiratet, während viele Menschen mit einer Behinderung, ein Leben lang auf eine Partnerschaft verzichten müssen. Ich habe beruflich eine leitende Stellung inne, um die mich mancher so genannte Nichtbehinderte beneiden würde. Und zu guter Letzt hat meine künstlerische Freizeitbetätigung inzwischen Dimensionen angenommen, dass man durchaus von einem zweiten Beruf, um nicht zu sagen einer zweiten Berufung, sprechen kann. Partnerschaft, Beruf, Freizeit, in diesen drei Bereichen, die zur Kernsubstanz einer positiven Lebensgestaltung gehören, genieße ich gegenüber den meisten anderen Betroffenen Vorteile, die mir zwangsläufig einen Sonderstatus einräumen.

Zum andern bedrückt mich bei dieser Aufgabe die unausgesprochene, aber doch latent vorhandene Assoziation eines von Krankheit oder Behinderung betroffenen Helden. Er besteht mit übermenschlicher Anstrengung eine auferlegte Prüfung, erhebt sich über seine Hinfälligkeit und tritt so geradezu aus der übrigen Masse seiner Mitmenschen heraus. Man glaubt fast, den Heiligenschein über seinem Haupt zu erkennen. An dieser Vision ist die Bibel nicht ganz unbeteiligt. Wird dort nicht von einer Begegnung Christi mit einem Blinden berichtet? Die Jünger Jesu fragen: "Wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, dass er blind geboren wurde?" - Und Christus antwortet: "Es hat weder dieser gesündigt noch seine Eltern, sondern dass die Werke Gottes offenbar würden an ihm." Als selbst Betroffener muss ich sagen: "Ich danke für die Ehre, als bloßes Demonstrationsobjekt für die Allmacht Gottes herhalten zu dürfen.." Diese Stelle im Johannesevangelium 9,2 ff. scheint mir geradezu symptomatisch für die ambivalente Haltung der Gesellschaft gegenüber behinderten Menschen, nicht erst in unserm Jahrhundert. Entweder man sieht sie als Folge irgendeines fehlerhaften Verhaltens, sei es ihrer selbst, sei es ihrer Eltern, also als etwas durch und durch Negatives, oder man hebt sie auf ein Podest mit besonderer

Affinität zum Göttlichen. Auf diese Ambiguität in der Rezeption von behinderten Menschen durch die Umwelt hat in sehr aufschlussreicher Weise Klaus E. Müller in seinem stoffreichen Buch "Der Krüppel - Ethnologia passionis humanae" hingewiesen.

Ich jedenfalls habe meine Behinderung nie als etwas besonders Belastendes, als etwas zu Bewältigendes empfunden, aber ebenso wenig als eine spezielle Auszeichnung. Vor kurzem hörte ich auf einem Behindertenkongress den Ausspruch: "Ich bin stolz, ein Behinderter zu sein." Ich halte diesen Satz für überaus dumm. Stolz bin ich auf eine Leistung, aber meine Behinderung kann ich mir kaum als solche anrechnen. Ich habe nie mit meiner Behinderung gekämpft. Das würde ja heißen, dass ich sie als meine Feindin betrachte, als etwas, das nicht zu mir gehört und das ich dementsprechend folgenlos eliminieren könnte. Fredi Saal, einer der scharfsinnigsten behinderten Denker unserer Tage, meinte einmal: "Wer nicht zu meiner Behinderung Ja sagen kann, der kann auch zu mir nicht Ja sagen." Dem möchte ich hinzufügen: "Wie dürfte ich von jemandem fordern, dass er mich akzeptiert, wenn ich selbst nicht zu meiner Behinderung stehe." Öfter höre ich von meiner Umwelt die als Kompliment gedachten Sätze: "Bewundernswert der Mut, mit dem Sie Ihr Schicksal meistern." Ich frage mich dabei: Was hat der Begriff 'Mut' mit meinem Leben zu tun? Gehört Mut dazu, sein Leben einfach zu leben? Welche Alternative hätte ich schließlich, wenn ich nicht Selbstmord begehen wollte? Auch glaube man bitte nicht, ich hätte mein Leben aus Altruismus in den Dienst anderer gestellt. Das Gegenteil ist der Fall. Ich führe das Leben, das ich führe, nach meiner Art des Lustgewinns. Ich gehe davon aus, dass das Leben eines Menschen dann am meisten auf andere ausstrahlt, wenn es ein glücklich geführtes, ein reiches, ein befriedigendes Leben ist. "Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" hat immer auch die Eigenliebe als Basis. Das heißt nicht, dass man den Mitmenschen vergessen sollte, aber es bedeutet sehr wohl, dass die Selbstverleugnung keinen Nährboden für eine wirksame Hilfe dem Nächsten gegenüber abgibt. Aus diesem Grunde habe ich nie ein schlechtes Gewissen gehabt, wenn ich in meiner Daseinsgestaltung meinen eigenen Neigungen gefolgt bin.

Ich ahne, ja mehr noch, ich fühle, dass ich getragen werde, ohne dass ich sagen könnte von wem oder wodurch. Dieses Etwas scheint vieles, wenn nicht alles, was ich anpacke, zum Positiven zu wenden. Ich fühle mich erinnert an das Augustinuswort: "Gott schreibt auf krummen Zeilen grade". Dabei ist mir der Begriff "Gott" schon fast zu klar umrissen. Im Römerbrief 8,28 ist der gleiche Tatbestand noch einmal anders umschrieben: "Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen." Doch hat diese Aussage nicht auch eine Kehrseite? Diese bereitet mir große Sorgen.

Aber lassen Sie mich zunächst noch ein Beispiel anführen unter den vielen, die ich aufzählen könnte, die in mir den Eindruck wecken, ein Sonntagskind zu sein, auch wenn ich in Wirklichkeit an einem Freitag das Licht der Welt erblickte. Ich wurde 1943 in Nazi-Deutschland geboren. In dieser Zeit wurde noch immer die Euthanasie behinderter Kinder und Erwachsener vollzogen, obwohl nach Außen hin mit der Predigt des Münsteraner Bischofs Clemens August Graf von Galen das Morden aufhörte. Jeder missgebildete Säugling, jedes möglicherweise genetisch beeinträchtigte Neugeborene musste amtlich gemeldet werden und stand damit in höchster Gefahr, Opfer der unmenschlichen Tötungsmaschinerie zu werden. Meine Mutter entband nicht in irgendeinem verschwiegenen Schwarzwalddörfchen, sondern in der Universitätsklinik der Bezirkshauptstadt Freiburg im Breisgau, also einer hochhoffiziellen Institution. Schon bei meiner Geburt - ich kam mit drei Knochenbrüchen im Mutterleib auf die Welt - eröffnete der Leitende Arzt meinen Eltern, dass ich an Osteogenesis imperfecta, zu deutsch Glasknochenkrankheit, litt, also an einer zumindest teilweise genetisch bedingten Erbkrankheit. Zu jener Zeit kam eine derartige Diagnose quasi einem Todesurteil gleich. Viele Jahre später entdeckte ich unter Papieren, die meine Eltern aufgehoben hatten, ein amtliches Schreiben eben jenes Arztes, in dem dieser bestätigte, dass das Kind Peter-Ernst Radtke nicht an Osteogenesis imperfecta litt. Warum wurde der tatsächliche Befund nicht an offizielle Stellen weiter gegeben? Warum? Warum mussten Tausende, Zehntausende, Hunderttausende nicht behinderter Juden, Sinti, Kommunisten in den Gasöfen der Konzentrationslager umkommen, und ein Menschenkind, das nach damaliger Vorstellung kaum eine natürliche Überlebenschance hatte, wurde verschont? Man mag die Rettung als glücklichen Umstand bezeichnen. Selbstverständlich war sie auf jeden Fall nicht.

Nun wird vielleicht mancher einwenden, ich würde eben nur die positiven Seiten sehen. Es habe doch sicher auch unglückliche Perioden in meinem Leben gegeben. Gewiss, die gab es. Aber auch das gehört zu den für mich unerklärlichen Dingen: Mir sind die dunklen Zeiten nie im Gedächtnis geblieben. Meine Kindheit und Jugend ist von vielen, vielen Knochenbrüchen gezeichnet. Es bedurfte nicht einmal besonderer Gewalteinwirkung, um die schwachen, glasartigen Knochen immer wieder zum Brechen zu bringen. Manchmal genügte es, dass ich mich freute und mir dabei eine Fraktur des Schlüsselbeins oder des Oberarms zuzog. Jede dieser Unglücksfälle war mit Schmerzen verbunden. Es verging anfangs kaum eine Woche, kaum ein Monat, der nicht von Schmerzen und Weinen überschattet war. Und trotzdem - und hier beginnt das Sonderbare, um nicht zu sagen Wunderbare - meine ich, heute, im Rückblick, stets eine heitere Kindheit gehabt zu haben. Warum erinnere ich mich anscheinend nur an die schönen Stunden, die damals gewiss in der Minderzahl waren, während die langen schmerzhaften Perioden fast keinerlei Spuren in meinem Leben hinterließen? Vielleicht würde ein Psychologe von Verdrängung sprechen. Doch Verdrängtes bricht irgendwann wieder auf. Es kann nicht die Seele über Jahrzehnte unbeschadet lassen. Dies aber ist offensichtlich bei mir der Fall.

Ich fühle mich erinnert an ein kleines Gedicht, das einige von Ihnen wahrscheinlich auch kennen. Es stammt aus dem Mittelalter von Martinus von Biberach.

"Ich komme, ich weiß nicht woher -
ich gehe, ich weiß nicht wohin -
mich wundert's dass ich so fröhlich bin."

Damit wären wir aber bei der Kehrseite der Medaille: "Gott schreibt auf krummen Zeilen gerade" Schreibt er nicht möglicherweise auch auf geraden Zeilen schief? Wenn es Menschen gibt, denen die Sonne beständig zu lachen scheint, selbst wenn noch so viele Wolken den Himmel überziehen, dann gibt es umgekehrt zwangsläufig auch Menschen, die nie einen Sonnenstrahl erhaschen, auch wenn man, nüchtern betrachtet, ihr Leben als durchaus glücklich bezeichnen könnte. Ich denke da zum Beispiel an eine Bekannte. Sie hat ein relativ unscheinbares Muttermal im Gesicht. Aber an diesem winzigen Detail leidet sie hundert Mal mehr als ich, mit meiner ob-

ektiv gewiss schweren Behinderung. Übrigens ist dies eine Tatsache, die sich immer wieder bestätigt: Leichter behinderte Menschen haben es im Allgemeinen schwerer im Leben als so genannte Schwerstbehinderte.

Der Unterschied ist bekannt zwischen dem Optimisten und dem Pessimisten. Der Optimist sieht ein zur Hälfte gefülltes Glas und sagt: "Es ist noch halb voll". Der Pessimist äußert zum selben Tatbestand: "Das Glas ist schon halb leer". Warum sieht der eine das, was vorhanden ist, während der andere nur das Fehlende bemerkt? Inwieweit können wir unter solchen Umständen überhaupt vom "Meistern des eigenen Schicksals" sprechen? Sind wir denn tatsächlich die Gestalter unseres Geschickes? Nicht zuletzt aus diesem Grund bin ich äußerst skeptisch gegenüber manchen Auffassungen, dass man aus der Biografie behinderter Menschen etwas lernen könne.

Ich bin protestantisch aufgezogen worden. Im Protestantismus spielt die Prädestinationslehre eine bedeutende Rolle. Ich gebe zu, dass mich in früheren Zeiten dieses Thema nur am Rande berührte. Ich sah es höchstens als Zeichen der Gnade an, dass ich immer so viel Glück gehabt hatte, wie ich meinte. Inzwischen ist mir aber dieses Bewusstsein zu einer Bürde geworden. Und wenn ich aufgefordert werde, Zeugnis darüber abzulegen, wie ich mein Schicksal gemeistert habe, dann bedrückt mich diese ungerechtfertigte Gnade umso mehr.

Verallgemeinert man diese Erkenntnis jedoch, so hat sie auch Auswirkungen auf die Arbeit mit Menschen mit Behinderungen generell. Wenn jemand die Unterstützung und Hilfe nicht annimmt, die man ihm anbietet, wenn er sie nicht so honorieren kann, wie der Zuwendende es vielleicht erwartet, dann liegt das nicht immer am Betroffenen. Es kann sein, dass er in einem Gefängnis des Denkens und Handelns eingezwängt ist, das ihm keine andere Verhaltensweise ermöglicht. Wir wissen, dass Depressionen nicht dadurch verschwinden, dass man sagt „Es wird schon alles gut; es ist doch gar nicht so schlimm“. Die Wirkung solcher Aussagen ist geradezu kontraproduktiv. Dies macht die Arbeit mit psychisch behinderten Menschen so unheimlich schwierig. Doch auch in solch einem Fall hat das Leben eines Betroffenen Sinn, nämlich den anderen deutlich zu machen, mit welcher Gnade sie beschenkt sind,

wenn sie nicht mit einem derartigen Schicksal geschlagen sind. Ich sage „Gnade“, denn es ist kein Anlass, deshalb mitleidig auf jene herab zu blicken, die es schlechter getroffen haben.

Diese Gedanken haben wahrscheinlich eher neue Fragen aufgeworfen, statt dass sie Lösungen aufgezeigt hätten. Ich möchte Sie mit einem Gebet beschließen, das von Nelly Sachs stammt. Es ist pessimistisch, pessimistischer vielleicht, als ich es ausdrücken würde. Auch denke ich, dass es undankbar wäre, mit Gott zu hadern, weil es einem gut geht. Aber dennoch berühren die Zeilen im Kern ihrer Aussage jene Fragen, die auch ich mir immer wieder stelle und die es Wert sind, dass man ihnen nach geht.

Herr (wenn es Dich gibt)
 Ich kann nicht beten,
 denn ich habe zu viele Gebete gehört,
 und sie machten mein Herz krank
 vor Traurigkeit.

Herr (wenn es Dich gibt),
 ich kann nicht danken,
 denn: wenn ich Dir danke,
 weil ich satt bin,
 muss ich Dir zum Vorwurf machen,
 dass Millionen hungern,
 wenn ich Dir danke,
 dass ich gesund bin,
 muss ich Dir zum Vorwurf machen,
 dass Millionen siechen,
 wenn ich Dir danke,
 dass ich glücklich bin,
 muss ich Dir zum Vorwurf machen,
 dass Millionen an Dir verzweifeln,
 denn Du bist allmächtig,
 heißt es in den Büchern.

Herr (wenn es Dich gibt),
 ich kann nicht beten,

ich kann nicht danken,
 ich kann nicht glauben.
 Ich kann nur versuchen,
 jedem menschlichen Geschöpf,
 das mich braucht,
 meine Liebe zu zeigen
 und nach Wahrheit und Gerechtigkeit zu
 suchen
 - das ist mein Gebet.
 Ich kann nur versuchen,
 neben meinem Bruder,
 den die Menschen verachten,
 zu stehen,
 um mit ihm verachtet zu werden
 - das ist mein Dank.
 Ich kann nur unermüdlich weitersuchen
 Nach der verschütteten Seele
 Und den Trümmern dessen,
 was Dein Abbild hätte sein sollen
 - das ist mein Glaube.
 Herr (wenn es Dich gibt),
 gib mir Kraft,
 so zu beten, zu danken, zu glauben!